



LN 556T/1

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Neunundfünfzigster Jahresbericht 1990

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1991

ZG 31/11

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Sekretär (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471-3. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott.

Jahresbeitrag

Natürliche Personen Fr. 30.—

Juristische Personen Fr. 100.—

Ausländische Mitglieder sind gebeten, ihren Beitrag auf Privatkonto 684089-10 der Schweiz. Kreditanstalt, Hauptsitz Paradeplatz, Zürich, z. G. Gottfried Keller-Gesellschaft, einzubezahlen.

Was die Welt im Innersten zusammenhält:
Die Sprache bei Gottfried Keller

1. *Einleitung*

Einen Dichter von der Sprache her angehen wollen, bedeutet wohl zunächst, seine Sprache grammatikalisch und lexikalisch zu beschreiben, in zweiter Linie nach seinem Verhältnis zur Sprache zu fragen und alle entsprechenden Äusserungen zu sammeln. Bei Gottfried Keller käme man mit einem solchen Vorgehen bald in Verlegenheit: Seine Sprache ist bisher sprachwissenschaftlich recht schlecht erfasst worden, und über sein Verhältnis zur Sprache hat er sich – im Gegensatz etwa zu seinem Zeitgenossen Franz Grillparzer – nur höchst selten geäußert. Seine wenigen Bemerkungen betreffen meist nichts mehr als stilistische Einzelheiten – so tadelt er an J. V. Widmanns *«Oenone»* die «Diktion, die stellenweise ins heutige Konversationswesen übergeht»¹ – oder gar nur die 1882 eingeführte Orthographiereform. Anders als viele seiner Kollegen hat sich Keller auch kaum mit sprachwissenschaftlicher Literatur abgegeben und ist offensichtlich Kontakten zu Neuphilologen mit Bedacht ausgewichen.²

Diesem mageren Bestand an bequem fassbarem Faktischem steht nun die für jeden Leser Kellerscher Dichtungen triviale Einsicht entgegen, dass ihr Autor mit der Sprache höchst sorgfältig umgeht, ja dass er einer ihrer grössten Meister ist. Dies lässt nun sicher den Schluss zu, dass er ein besonders enges Verhältnis zur Sprache hatte und dass er mit ihr als Darstellungsmittel ganz bestimmte Zwecke erreichen wollte. Wir werden daher von der äusseren Form seiner Sprache ausgehend danach fragen müssen, wie er zu seiner Sprache gekommen ist und welches ihre Funktion im Rahmen seiner *impliziten* Poetik ist. Da Sprache nie nur Mittel ist, um eine Funktion zu erfüllen, wird uns unser Gang durch einige Werke Kellers an den Punkt führen, wo das Verhältnis zwischen dem Menschen und seiner Sprache noch einmal unter einem umfassenderen Aspekt angegangen werden muss.

2. *Die Sprache Gottfried Kellers*

Gottfried Kellers Sprache richtet sich in hohem Masse nach der literatur-sprachlichen Norm, die sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hat. Das schliesst nicht aus, dass er mundartliche Wörter und Wendungen braucht³ – «wobei er die Wirkung im Neuhochdeutschen ungebräuchlicher Wörter und

Bilder mit untrüglichem Sprachgefühl abwog», wie Adolf Frey bemerkt⁴ – oder dass ihm auch rein schriftsprachliche Helvetismen unterlaufen, wofür Ida Suter⁵ ein reiches Material zusammengestellt hat. In Briefen, vor allem an Marie Frisch und Marie Melos, braucht er gerne mundartliche Einsprengsel, und aus späterer Zeit sind – in mündlich tradierten Anekdoten – ganze zürichdeutsche Sätze überliefert. Trotzdem wird man sagen dürfen, dass seine Sprache kaum stärker landschaftlich gebunden ist als die seiner norddeutschen und österreichischen Zeitgenossen. Die auffälligsten Eigenheiten seiner Sprache sind jedenfalls nicht regionaler, sondern stilistischer Natur und liegen im Bereich des Lexikons, der Idiomatik, der Wortbildung und der Pragmatik.⁶

Besonders stark hat die Münchner Zeit den jungen Keller sprachlich geprägt. Im Kreise seiner Schweizer Kollegen übernahm Keller, vulgo *Strabo*⁷, mit dem studentischen Brauchtum auch die gesamte Terminologie der damaligen studentischen Vereinigungen. Studentisch im weiteren Sinne sind auch humoristische Pluralformen wie *Ordinariusse*,⁸ *Gipsvenüsse*,⁹ *Gedichter*¹⁰ neben *Geduchte*,¹¹ dazu Ableitungen wie *Schnurrpfeifereien*,¹² *Spukereien*,¹³ *Flattusen*¹⁴ «Schmeicheleien», *Schmierant*¹⁵ neben *Schmierpeter*¹⁶ und viele andere, die Keller später gerne braucht. Von der Freiheit der humoristischen Umgestaltung machte er aber bisweilen in einem Masse Gebrauch, das bis zur Zerstörung der Sprachnorm geht: Bildungen wie *Blumengesandtschaft*¹⁷ für «Blumensendung», *Tintenwünsche*¹⁸ für «mit Tinte geschriebene Wünsche» mögen noch angehen, Wendungen wie *rheumatische Anzüglichkeiten*¹⁹ für «sich im Anzug befindliche rheumatische Schübe» und viele andere hingegen wirken maniert.

3. Die Sprachbiographie Gottfried Kellers

Haltungen gegenüber der Sprache, wie sie sich in Stileigentümlichkeiten der besprochenen Art ausdrücken, sind das Produkt der frühen sprachlichen Sozialisation und der im Laufe der «Sprachbiographie» empfangenen weiteren prägenden Eindrücke. Betrachten wir die vielen Stellen im «Grünen Heinrich», die auf die Sprachentwicklung Bezug nehmen, so fällt gegenüber einer «normalen» Sprachentwicklung²⁰ dreierlei auf:

Erstens die idealistische *Überhöhung* des immer *hochdeutsch* sprechenden Vaters,²¹ der mit seinen Freunden die «gleichmässige Glut und Reinheit des Gedankens und der Sprache» (III 18) bei Schiller bewunderte und sich wie diese durch seine «Gewandtheit im Ausdruck und des äusseren Anstandes» (III 18) und seinen «kosmopolitischen Schwung» (III 17) auszeichnete. Die

Sprache des Vaters verkörpert also schon sehr früh ein nicht auf den heimatlichen Boden bezogenes Ideal.

Zweitens das spielerische *Experimentieren* mit der Sprache, die Keller dazu dienen musste, sich seine eigene Welt zurechtzulegen und sich zugleich seiner Identität zu versichern. «Ich betete mein Unservater [...] mit grosser Meisterschaft und vielen Variationen, indem ich diesen oder jenen Teil doppelt und dreifach aussprach oder nach raschem und leisem Hersagen eines Satzes den folgenden langsam und laut betonte und dann rückwärts betete und mit den Anfangsworten Vater unser schloss.» (III 29)

Drittens die *Ambivalenz* gegenüber einer so verfügbar gewordenen Sprache. Das laut gesprochene Vaterunser diente noch als Mittel für sprachliche Selbsterfahrung; doch das Tischgebet der Mutter kann er nicht nachsprechen: «Es war Scham vor mir selber; ich konnte mich selbst nicht sprechen hören und habe es auch nie mehr dazu gebracht, in der tiefsten Einsamkeit und Verborgenheit laut zu beten.» (III 40f.) Ein Schimpfwort, das er Gott anhängen möchte, wird schliesslich hastig ausgestossen «mit der unmittelbaren Versicherung, dass es nicht gelten solle, und mit der Bitte um Verzeihung; dann konnte ich nicht umhin, es noch einmal zu wiederholen, wie auch die reuevolle Genugtuung, und so fort, bis die seltsame Aufregung vorüber war.» (III 58)

Bei dieser sprachlichen Ausgangslage war der Konflikt mit der Sprachumgebung vorprogrammiert: Die Schwierigkeiten, die Keller mit seinen Kameraden in der Bürgerschule hatte, widerspiegeln sich auch im abweichenden Sprachverhalten: «alle [...] hatten ein sicheres Auftreten und Gebaren, entschiedene Manieren und einen fixen Jargon im Sprechen und Spielen, vor welchem ich blöde und unsicher dastand.» (III 143)²² Dazu kommt noch, dass aus späterer Zeit bezeugt wird, dass Keller einen leichten Sprachfehler – er konnte den *sch*-Laut nicht richtig aussprechen²³ – und eine nicht gerade wohlklingende Stimme hatte.²⁴

Sprachlich selbst gefunden hat sich Gottfried Keller erst in einer Umgebung, in der mehrheitlich seine *Vatersprache* gesprochen wurde: in München, Heidelberg und Berlin. So wie er in München studentisches Wortgut übernahm, so passte er sich auch in Berlin den Kreisen an, in die er sich Eingang zu verschaffen wusste. Noch in seinen späten Jahren braucht er Berlinismen wie *zusammenläppern* oder *Weibsen*,²⁵ nur gegen das deutsche Titelwesen wehrt er sich vehement unter Berufung auf die schweizerischen Usancen. Diese Sprachhaltung verrät schon etwas von der «doppelten kulturellen Solidarität», zu der sich Keller seit seiner Münchner Zeit verpflichtet fühlte. Wir sehen aus unserer Perspektive meist nur den Dichter, der von München aus sein – doch

sehr gekünsteltes – ‹O mein Heimatland› in die Mutterheimat schickte oder der in Heidelberg – wohl nicht gar so einträchtig²⁶ – mit seinen Landsleuten verkehrte. Es gibt nun aber genug Zeugnisse dafür, dass Keller dem Brudervolk im Norden Zugeständnisse zu machen bereit war, die in Richtung auf die Rückkehr in einen ‹grossen freien germanischen Verband›²⁷ zielten. 1872 soll er als Staatsschreiber gar öffentlich erklärt haben: ‹Wenn einmal die Deutschen unter einer Verfassung leben, die auch ungleichartige Bestandteile zu ertragen vermag, dürfte die Zeit kommen, in der auch die Schweizer wieder zu Kaiser und Reich zurückkehren könnten.›²⁸

Auch wenn er nach seiner Rückkehr nach Zürich wieder in der dialektalen Umgebung seiner *Muttersprache* lebte, so war doch sein Alltag sehr stark durch die Kontakte mit deutschen Freunden und Bekannten bestimmt. Aus seiner späten Zeit gibt es immer weniger Hinweise dafür, dass ihm an der auch sprachlichen Solidarität mit seinem ersten Heimatland besonders viel gelegen gewesen wäre. Dass auch in seiner Zürcher Zeit Deutschland das kulturelle Vaterland blieb, nach dem er sich ausrichtete, offenbart sich auch in seinem Verhältnis zur kulturellen Vielfalt der Schweiz. Seine Reisen haben ihn nur bis Murten und Bern, nie aber in die Romandie gebracht, nie über den Gotthard und auch nicht über Chur hinaus.²⁹ Um es ganz grob zu sagen: Sein Bild der Schweiz beschränkt sich im wesentlichen auf den Kanton Zürich; zu Bern hatte er – trotz der Bewunderung Gotthelfs – kaum ein Verhältnis und noch weniger zu den ‹lateinischen› Teilen unseres Landes, obschon er leidlich französisch schrieb. Kellers bei allem manifesten Patriotismus doch auch *ambivalentes* Verhältnis zur Schweiz zeigt sich besonders in seinem Verhältnis zur Sprach- und Literatursituation in der deutschen Schweiz, für die er von seiner Sprachbiographie her am sensibelsten sein musste.

4. Gottfried Keller und die Sprach- und Literatursituation in der Schweiz

4.1. Allgemeine Hintergründe

Gottfried Kellers Verhältnis zur Literatur seiner Zeit ist eingehend untersucht worden in der Darstellung von Rätus Luck, Gottfried Keller als Literaturkritiker (1970). Wir greifen nur die Punkte heraus, die für unseren Zusammenhang unmittelbar wichtig sind.

Am auffälligsten ist wohl, wie wenig Beziehung Gottfried Keller zum Schweizerdeutschen als Sprache und zu der in Mundart verfassten Literatur hatte. Gelegentlich beklagt er zwar den Rückgang des Schweizerdeutschen in seiner Vaterstadt,³⁰ seine grundsätzliche ästhetische Ablehnung der Dialektli-

teratur aber basiert primär auf einem politischen Hintergrund. An Wilhelm Petersen schreibt er 1878: «so scheint es mir doch [...], dass etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so dass das Gesamtvolk bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird».³¹ Die Stelle verrät mit aller Deutlichkeit, dass Keller die Deutschschweizer zur deutschen *Nation*, zum deutschen Gesamtvolk zählte und dass er deshalb – also aus politischen Gründen – das ausschliessliche Festhalten an der gemeinsamen *Nationalsprache* verlangen musste. Entsprechend lehnte Keller auch die Idee einer «schweizerischen Nationalliteratur»³² ab und distanzierte sich seinen deutschen Freunden gegenüber vehement von all den in der Schweiz damals unternommenen Versuchen – etwa denjenigen Ludwig Eckharts³³ oder Robert Webers³⁴ – zu einer Definition einer eigenständigen schweizerischen Kultur zu kommen. Kellers von ihm so oft beschworener Patriotismus bezieht sich also nur auf die demokratische Staatsverfassung der Schweiz und auf ihre politischen Institutionen, nicht jedoch auf ihre Literatur, für die er postuliert: «so habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten, dem er angehört.»³⁵ Weil es nur ein Gesamtvolk gibt, muss auch in dessen gemeinsamer Sprache alles ausdrückbar sein. Daher kann Keller 1875 behaupten, Reuter lasse sich «ohne allen Verlust sofort und ohne Schwierigkeit»³⁶ hochdeutsch wiedergeben, und er wendet sich gegen den spöttisch «Dialektvirtuosen»³⁷ genannten August Corrodi, der den schottischen Dichter Burns ins Zürichdeutsche übersetzt hat.³⁸

Aus dieser *petitio principii* heraus verschloss Keller die Augen vor einem Grossteil der gesamten schweizerischen Literaturproduktion überhaupt, vor der Dialektliteratur im besonderen.³⁹ Dabei konnte er immerhin zwei Mundartautoren nicht ganz verleugnen, den ihm seit seiner Jugend bekannten Konrad Meyer, dem er noch 1861 attestiert, er hätte seine «Zürigedichte [...] schon mit vielem Vergnügen früher gelesen»,⁴⁰ und den mit ihm befreundeten Heinrich Cramer, den Sechseläuten-Poeten. Sonst aber wollte Gottfried Keller nicht unter dem Etikett «Schweizer Autor» laufen und distanzierte sich von all den Autoren, die als schweizerische «Dichtershalleriche»⁴¹ in irgendwelchen Anthologien neben ihm figurierten.⁴² Dabei war in einem Fall, in Robert Webers «Album vaterländischer Dichter»,⁴³ immerhin einer mit zwei Mundartgedichten vertreten, der die Aufmerksamkeit Kellers in besonderem Masse verdient hätte, der Zürcher Oberländer Jakob Stutz, dessen mundartliche und hochsprachliche Werke wir heute zu den bedeutendsten Quellen für die Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts zählen. Für Kellers sich oft in groben Unflätigkeiten äussernde Ablehnung schweizerischer Literatur gibt es

meines Erachtens nur die Erklärung, dass er nicht nur der täglichen Sprache seines Volkes innerlich entfremdet war – was sich aus seiner ganzen Sprachbiographie ergibt, sondern – für uns ihn heute Feiernden noch schockierender – dass er auch zu diesem Volk mehr eine ideelle als eine lebendige Verbindung hatte, weil die Solidarität zum Sprachvolk seines nur hochdeutsch sprechenden Vaters grösser war als die zu seiner dialektalen heimatlichen Umgebung. Aus ihr war er in seinen Augen verstossen worden, und er kehrte erst wieder in sie zurück, als er sich in Deutschland eine Basis für sein stark mit der Sprache verknüpftes Selbstvertrauen geschaffen hatte.⁴⁴

4.2. Der «Nationaldichter»

Gottfried Kellers leidenschaftliche Ablehnung der Versuche von Leuten wie Robert Weber, eine «schweizerische Nationalliteratur» zu begründen, hat ihn nicht davor bewahrt, zu *dem* schweizerischen Nationaldichter emporstilisiert zu werden. Schon 1868 wird ihm attestiert, dass es ihm – und nicht Gotthelf – gelungen sei, das «spezifische Schweizerwesen» zu gestalten.⁴⁵ Sein deutscher Freund Gottfried Kinkel beklagt aber in seinem Trinkspruch zu Kellers 50. Geburtstag noch, «dass die Schweiz ihren Dichter lange nicht so allgemein kennt, seine Schriften lange nicht so weit verbreitet sind, als sie es verdienen».⁴⁶ Bald aber setzt eine in ihren geistesgeschichtlichen Wurzeln noch kaum aufgearbeitete Rezeption ein, die in den Artikeln des Berner Feuilletonredaktors Josef Viktor Widmann wohl ihren Höhepunkt fand. Für ihn war Keller nicht nur «der grösste deutsche Dichter der Gegenwart»,⁴⁷ er wünschte sich dazu, dass «der Dichter mehr und mehr in alle Herzen seiner Volksgenossen durch die offene Ehrenpforte einziehe»⁴⁸ und tröstete sich nach dessen Tod damit, «dass sein Genius fortan über unserm Lande als ein Schutzgeist waltet.»⁴⁹ Genau auf diese Funktion ist er von seinen Zeitgenossen festgelegt worden. C.F. Meyer nimmt in seinen «Erinnerungen an Gottfried Keller» das Wort auf: «Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich.»⁵⁰ Nur sollte dabei nicht übersehen werden, warum Meyer, der nach seinen eigenen Worten «mit Keller auf gar keinem Fusse stand»⁵¹, dessen Emporstilisierung so lebhaft mitbetrieb: «Wenn sich jetzt der Todte zu einer Nationalgrösse auswächst, so ist das für unser Land ein Glück, wo der Respekt immer seltener wird. An seinen edeln patriotischen u. sittlich tüchtigen Seiten haben die Schweizer zu lernen u. seine Roheiten machen ihn eben populär.»⁵²

5. Gottfried Keller und Moritz Lazarus

Ich möchte nun noch kurz auf eine noch wenig beachtete⁵³ Beziehung eingehen, die zu Moritz Lazarus (1824–1903), der mit Heymann Steinthal zusammen die sogenannte ‹Völkerpsychologie› gründete. Lazarus, dem als Jude in Deutschland eine akademische Karriere versagt war, wirkte von 1859 bis 1866 als Professor an der Berner Universität. Weil er sich ‹in den engen Grenzen der engbegrenzten Schweiz›⁵⁴ nicht festbannen lassen wollte, zog er 1866 nach Berlin, wo er dann eine gewaltige Ausstrahlung hatte.⁵⁵ Schon 1856 schrieb er für das ‹Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes› eine Besprechung der ‹Leute von Seldwyla›, die Keller in Deutschland bekannt machte.⁵⁶ Seine persönliche Bekanntschaft mit Gottfried Keller geht auf die Vermittlung Berthold Auerbachs zurück, der ihn bat, Keller zu veranlassen, endlich das ‹Fähnlein›, das in Auerbachs ‹Dorfkalender› erscheinen sollte, zu vollenden. Lazarus soll Keller einen geeigneten Schluss suggeriert haben und begleitete ihn dann 1860 ans Eidgenössische Gesangsfest in Chur. Zu einer zweiten Begegnung kam es 1863 am Eidgenössischen Gesangsfest in Bern, wo die beiden lange über den Humor, über Kellers Novellen und über den schweizerischen Nationalcharakter sprachen, worauf Keller, ‹wie elektrisiert durch die Übereinstimmung der Gedanken› mit den Worten aufgesprungen sein soll: ‹Lazarus, Mensch! lass uns Brüderschaft trinken!›⁵⁷ Auch wenn man davon ausgehen darf, dass M. Lazarus sich nicht ungerne selbst emporstilisierte und sich auf seine zahlreichen Beziehungen zu Geistesgrößen seiner Zeit nicht wenig einbildete, so bezeugt doch das von Keller höchst sparsam angebotene ‹Du›, dass die ‹Übereinstimmung› wohl nicht nur der momentanen Festseligkeit entsprang. Darauf hin deuten auch die erhaltenen Briefe, die zwei von Keller vom 28.1.1878 und vom 20.12.1881⁵⁸ und die drei von M. Lazarus aus den Jahren 1871 und 1878, die erst 1986 veröffentlicht worden sind.⁵⁹ Aus ihnen geht hervor, dass Keller mit dem dreibändigen Hauptwerk von M. Lazarus, dem ‹Leben der Seele›, wenigstens oberflächlich vertraut war.

Zum allgemeinen Hintergrund sei hier nur festgehalten, dass Lazarus davon ausging, dass die deutsche Nation die reinste Geistes- und Kulturnation ist.⁶⁰ In seiner Abhandlung ‹Das Herz› von 1878, die er Keller gegenüber erwähnt, geht er dann so weit zu behaupten: ‹je höher die Kulturelemente einer Seele steigen, desto inniger sind auch die Zusammenschliessungen mit anderen Gemüthern.›⁶¹ So sind denn die ‹Heroen des Geistes [...] Ausdruck des Nationalgeistes, das höchste Zeugnis und Erzeugnis der Volksseele.›⁶²

In dieser Idealisierung spielt nun die Sprache eine entscheidende Rolle.

Schon im ersten Band von ›Das Leben der Seele‹ wird von ihr gesagt, dass sie der «Spiegel» aller gebildeten Elemente des Volksgeistes, der Sitten, der Religion und der Weltanschauung sei,⁶³ so dass der Stil «die Denk- und Auffassungsweise des Menschen ausdrückt. Wie einer eine Sache beschreibt, so hat er sie gesehen und erkannt.»⁶⁴ Im zweiten, zum grössten Teil dem Verhältnis von Geist und Sprache gewidmeten Band wird die Sprache nicht nur als «Mitteilungsmittel», sondern als «Bildungsmittel», um einen Gedanken zu erfassen und zu begreifen, definiert,⁶⁵ was Lazarus dann nach langen Ausschweifungen dazu führt, die Wirkung der Sprache auf den Geist in zwei Punkten zusammenzufassen: «in der Bildung des Selbstbewusstseins, und im Aufbau der inneren Welt.»⁶⁶ Da die Sprache immer nur in Gesellschaft gegeben ist, schliesst Lazarus: «so findet sich also der Mensch als ein Selbst und ein Ich immer nur indem er zugleich andere Selbst und andere Ich neben sich hat.»⁶⁷

Auf die Ebene des Überindividuellen übertragen, besagen diese Überlegungen, dass sich der Volksgeist am reinsten in der jeweiligen Nationalliteratur manifestiert. Die nationalen Dichter und ihre Werke sind so «das eigentliche Gespräch der Gebildeten und ihr Verständniss der fast absolute Massstab der Bildung.»⁶⁸ So schreibt Lazarus in seinem Brief vom 24.7.1878 an Keller über dessen Dichtungen, «dass diese Schöpfungsweise sich so weit über die wissenschaftliche Sucherei erhebt, weil sie die letzten Zwecke des menschlichen Daseins alle [...] viel energischer und ganz besonders viel unmittelbarer erfüllt.»⁶⁹

Damit ist Keller die Rolle schon verbindlich zugeschoben, auf die ihn die späteren Kündler seines Ruhmes festlegen werden: als Schriftsteller die *Seele* des Volkes zu verkörpern. Keller geht freilich auf solche Idealisierungen nicht ein, und liest die ›Völkerpsychologie‹ Lazarus' gleichsam *à rebours*: Am 28.1.1878 schreibt er Lazarus: «Vor ein paar Jahren wäre ich fast auch ein völkerpsychologischer Mitarbeiter geworden; ich trug mich nämlich stark mit einem Aufsatz über politisch-*kalumniatorische* Vorgänge in der Schweiz, über die naive Schamlosigkeit des Volkes in gewissen Entwicklungsphasen u. dergl. Doch sparte ich derlei Übung für das höhere Alter auf.»⁷⁰ Und am 20.12.1881 schreibt er über den ihm zugeschickten dritten Band des Lazarusschen ›Seelenwerkes‹: «Das Vorwort erinnert mich freilich an die dünne Kulturdecke, welche uns von den wühlenden und heulenden Tieren des Abgrundes noch notdürftig zu trennen scheint und die bei jeder gelegentlichen Erschütterung einbrechen kann.»⁷¹ Beide Äusserungen visieren schon die Thematik des ›Martin Salander‹ an, wo sich auch die Sprache nicht mehr von ihrer «Lichtseite»⁷² zeigt, wie wir später sehen werden.

Zunächst aber wollen wir uns nun einigen Werken Kellers aus seiner mittle-

ren Zeit zuwenden und schauen, wie sich – entsprechend der Theorie Moritz Lazarus' – in ihnen die Welt durch Sprache konstituiert.

6. Die Sprachpoetik Gottfried Kellers

6.1. Die innere Realität der Sprache

Wenn wir Kellers frühe Sprachbiographie anhand des ‹Grünen Heinrich› genauer verfolgen würden, könnten wir leicht feststellen, wie sehr er den durch die Sprache transportierten Einstellungen verhaftet blieb und sich von ihnen bis ins alltägliche Leben hinein leiten liess. Die Sprache schiebt sich bei ihm nicht nur als ‹Zwischenwelt› im Sinne Wilhelm Humboldts zwischen die äussere Realität und die innere Wahrnehmung, sie schafft vielmehr eine Realität *sui generis*, die bisweilen die äussere überlagert und verdrängt. Dass sich dem jungen Heinrich ‹träumerische Gewebe› so ‹mit dem wirklichen Leben [verflochten], dass ich sie kaum von demselben unterscheiden konnte› (III 89), ist bei einem sehr phantasiebegabten Kind sicher noch nichts Besonderes. Hingegen ist doch sehr auffällig, dass er an einer Lügengeschichte nicht nur gegen aussen – mit einer ganz ungewohnten Beredsamkeit (III 92) – festhält und selbst an sie glaubt, ‹da ich mir sonst auf keine Weise den wirklichen Bestand der gegenwärtigen Szene erklären konnte› (III 90), sondern dass diese Erfahrung in ihm ein *Omnipotenzenerlebnis* auslöste, das man wohl als Kern seines Dichtertums werten muss: ‹Soviel ich mich dunkel erinnere, war mir das angerichtete Unheil nicht nur gleichgültig, sondern ich fühlte eher noch eine Befriedigung in mir, dass die poetische Gerechtigkeit meine Erfindung so schön und sichtbarlich abrundete, dass etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde, und das infolge meines schöpferischen Wortes.› (III 92) Die ‹Teufelei›, wie sie Keller selbst nennt (III 93), ging so weit, dass es ihm nicht genügte, sich kraft seines Wortes selbst gerettet zu haben, sondern dass er nachher sogar Unschuldige hätte anklagen mögen. (III 93)

Ist die verbale Dominanz über andere der eine Pol des durch und in der Sprache entwickelten Selbstbewusstseins, so ist das Vertrauen auf die Kraft der eigenen Phantasietätigkeit der andere: ‹Desto eifriger verkehrte ich im Stillen mit mir selbst, in der Welt, die ich mir allein zu bauen gezwungen war.› (III 104) Als sein eigener Weltenschöpfer waltet er mit seinen Kreaturen: Unter seiner Menagerie richtet er ein ‹greuliches Blutbad› an und begräbt dann auch die noch lebenden Tiere (III 108); dann weitet er sein Imperium aus und schafft neue Welten: ‹Alle Sphären wurden mit entsprechenden Seelen

bevölkert, welche darin gedeihen konnten. Ich bezeichnete sie mit Sternen und diese mit Namen; der glücklichste war mein Vater, zunächst dem Auge Gottes, noch innerhalb des Dreieckes, und er schien durch dieses allsehende Auge auf die Mutter und auf mich herunterzuschauen, welche in den schönsten Gegenden der Erde spazierten.» (III 110) Schliesslich bildet er Wachsfiguren, denen er Namen gibt wie *Schnurper*, *Fark*, *Vogelmann*, *Säbelbein* und *Honigteufel*, und verfasst für jede eine kurze Lebensbeschreibung (III 111f.), bis er die ganze Sammlung seiner Geschöpfe einer grossen Katze nachwirft, deren Krallen er am Hals fühlt. (III 113) Kein Wunder, war seine Vertraute, die Trödlerin Margret, «der festen Meinung, dass ich auf dem besten Wege gewesen sei, durch ihre Bücher ein angehender Zaubermann zu werden.» (III 114)⁷³

Der vielgeschmähte Robert Weber hatte nicht so unrecht, wenn er schon 1867 bei der Behandlung des «Grünen Heinrich» feststellte, dass Keller sich erlaubte, «seiner Phantasie, die mit dem Triebe einer mächtigen Naturkraft in ihm waltet, und sich selbst Gesetze geben möchte, den Zügel schiessen zu lassen»,⁷⁴ so dass ein «phantastisches Schattenleben»⁷⁵ entsteht. Gottfried Keller selbst war sich bewusst, dass der Quell seiner Produktion nicht in der äusseren «Realität» liegt. So schreibt er 1877 in einem Brief an Wilhelm Hemsen, dass seine «Erfindungen» jedesmal «auf einem spontan entstandenen inneren Gesicht» beruhen und daher nicht von äusseren Wünschen abhängig sind.⁷⁶

6.2. Der Humor und sein Stachel

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass sich Gottfried Keller gerade in seiner Korrespondenz gerne humoristischer, grösstenteils durch die Studentensprache vermittelter Wortbildungen bedient. Insofern steht er in einer Tradition von sanktionierten Sprachnormen, die eben gerade auch dem grammatikalisch und stilistisch Abnormen einen festen Platz zuweisen. Sobald aber solche Formen den Rahmen des durch die Konvention Erlaubten verlassen, besteht die Gefahr, dass sie hypertrophieren und zu Verstössen nicht so sehr gegen die Sprachnorm als gegen die die persönliche Sphäre schützende Sitte werden. So wird der Stil zum Mittel, Unangenehmes verhüllend so zu sagen, dass der Angesprochene nicht einfach in *seiner* Sprache antworten kann. 1881 kündigt Keller Julius Rodenberg die Verspätung eines Beitrags wie folgt an: «Die letzte Felonie meiner manuskriptlichen Lehnspflicht kann ich keiner Weise entschuldigen.»⁷⁷ Die Übersteigerung der rhetorischen Demut macht deutlich, wie sehr die angebliche Unterordnung einen Dominanzanspruch impliziert, genau so wie die vielen Emporstilisierungen durch ergebene Anre-

den vom Typus «Mein verehrtestes Fräulein und Gönnerin»⁷⁸ auf eine sprachliche Vereinnahmung hinauslaufen.

Liest man die Briefwechsel unbefangen, so verwandelt sich vieles, was man auf den ersten Blick ohne weiteres als Humor zu nehmen bereit ist, beim zweiten in Sarkasmus, der nicht nur vor andern schützen, sondern diese zurücksetzen soll. Schon 1850 schreibt er an Ferdinand Freiligrath aus Berlin: «Werde nun aber doch den Harnwagen von Ense aufsuchen und mich bescheiden hinten aufsetzen, denn jemand muss man doch kennen»:⁷⁹ Der so geschmähte Varnhagen von Ense ist also gerade gut genug, um Keller, der sich beklagt «bis jetzt habe ich noch keine literarische Laus hier gesehen»,⁸⁰ endlich in die Berliner Salons einzuführen. Auch die in den Briefen direkt angesprochenen Freunde werden von diesem autonom gewordenen Sprach- und Namenspott nicht verschont: Ferdinand Freiligrath wird in der direkten Anrede zum *F. F.*,⁸¹ seine Frau Ida zur *Hochverehrten Frau und Freiligräthin*,⁸² die Kinder zu den *kleinen FF'chen*,⁸³ Paul Heyse wird im Schüttelreim zur *Heilspause*,⁸⁴ Adolf und Marie Exner bilden das *Exnertum*, die *Exnerschaft*,⁸⁵ die Familie Duncker die *Dunckerei*,⁸⁶ und die Familie Hans Weber wird als *Textilbündnis*,⁸⁷ ihre Nachkommenschaft als die *textilen Kinder*⁸⁸ bezeichnet; das Schriftstellerpaar Fanny Lewald und Adolf Stahr schliesslich wird gar als «das vierbeinige zweigeschlechtige Tintentier»⁸⁹ apostrophiert. In einem wirklich bedenklichen Fall genügt die sprachliche Entmenschlichung noch nicht, sondern es folgt eine Phantasie, die man nicht einfach nur als Geschmacksverirrung eines «Humoristen» abtun kann: Kurz vor der Geburt ihres Knaben schreibt er an Marie Frisch: «Auf ihr Kindchen freue ich mich: das wird gewiss ein allerliebstes Tierchen! Wenn es ordentlich genährt ist, so wollen wir's braten und essen, wenn ich nach Wien komme, mit einem schönen Kartoffelsalat und kleinen Zwiebeln und Gewürznägelein.»⁹⁰

Dass Gottfried Keller mit seinem Sprachspott auch vor sich selbst und vor seinen Werken nicht haltmachte – man denke an die Selbstbezeichnungen *Kellerchen*⁹¹ und *Gotfridolin Keller*⁹² oder an den *Henri vert*⁹³ –, ist kein Gegenargument gegen unsere These, dass er die Tendenz zeigt, die Sprache als sein Besitztum höher zu achten als diejenigen, zu denen sie die Verbindung herstellen sollte.⁹⁴

6.3. Der Abgrund des Grotesken

Kellers vielgerühmter Humor wirkt so oft nicht in dem Sinne befreiend, dass er die Gegensätze auf der höheren Warte des allgemein Menschlichen wieder

versöhnt, sondern er führt uns zurück auf ein Subjekt, das seine Sprache zwischen sich und die andern stellt und sich damit isoliert. Hinter dem Humor öffnet sich der dämonische Abgrund einer Verzweigung, die in der Sprache den Halt sucht, den sie in der Welt nicht mehr findet. In diesen Abgrund können wir auch als Leser plötzlich abstürzen, so dass uns dort blankes Entsetzen ergreift, wo wir bei einer früheren Lektüre nur behaglich schmunzelten, und uns Zusammenhänge klar werden, die dem Bild eines stets realistischer und das sollte doch wohl heissen: welthaltiger und objektiver werdenden Dichters widersprechen.

Erinnert das Sammelsurium der Zues Bünzlin in den ›Drei gerechten Kammachern‹ nicht an den Trödeladen der Frau Margret im ›Grünen Heinrich‹, wo auch «sehr verständige und sichtende Reden» (VII 279) über alle Gegenstände menschlichen Wissens gehalten wurden, gerade auch vom Grünen Heinrich, der so früh in den Bann einer durch eine emporstilisierte Frauenfigur vermittelten Literatur kam, in der sogar «das Geheimnissvolle der unsichtbaren [Welt]» (VII 280) seinen Platz hatte und mit Namen versehen wurde? Die Gesellschaft, die sich im Hause der Trödlerin herumtrieb, ist ebenso dubios wie die der drei Gesellen, die der Jumpfer zu Füssen sassen. Beim Tode Margrets erbt der letzte und jüngste ihrer Günstlinge, der freilich nach dem Verkauf des ganzen Trödels froh zu sein scheint, «eine verdriessliche und langwierige Angelegenheit erledigt zu sehen» (III 87), wogegen in der Novelle Jobst als der jüngste unter das Ehekreuz kommt, kaum weniger unglücklich als seine Gesellen, von denen sich einer das Leben nimmt, der andere «ein liederlicher Mensch und alter Handwerksbursch wurde, der keines Menschen Freund war.» (VII 318)

Bei einem genaueren Vergleich der beiden Texte wird man die ›Kammacher‹ nicht mehr als das Produkt eines ›humoristischen‹ Dichters lesen können, sondern als den Versuch, einen früheren Lebensabschnitt in einer distanzierteren Form noch einmal literarisch zu bewältigen. Nur war mit dem Sprung von der realistischen Erzählweise in die nur aus der Sprache lebende Grotteske⁹⁵ die Gefährdung nicht überwunden: Traten im ›Grünen Heinrich‹ noch Frauen auf, die als Fluchtpol einer nach Erfüllung sich sehnenen Liebe stehen konnten, so finden wir im späteren Werk zunehmend Figuren, die nur eine Idee vertreten, die Opfer einer solchen werden oder andere zu Opfern machen. Referenzpunkt ist dabei nicht mehr oberflächlich angelesenes und damit leicht kritisierbares Wissen, sondern eine generalisierte ›Weisheit‹, die dem allgemein Menschlichen zugeschrieben wird, womit sie ihrer individuellen oder sozialen Entstehungsbedingungen enthoben ist.

6.4. Die Ambivalenz von Schöpfung und Zerstörung

In der wohl vollendetsten Novelle deutscher Sprache, in «Romeo und Julia auf dem Dorfe», betont Gottfried Keller schon im ersten Satz nicht nur, dass die Geschichte auf einem wirklichen Vorfall beruht – was realistischer Erzähltheorie entsprechen soll –, sondern zugleich, dass sie erzählt wird «zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede jener Fabeln wurzelt, auf welche die grossen alten Werke gebaut sind» (VII 85) – was ins Typologische, Symbolische oder Archetypische verweist. Die höchst kunstvoll aufgebaute Novelle lässt sich in der Tat rein von ihrer Symbolstruktur – von den Äckern über die Puppe bis zum schwarzen Geiger – verstehen, und doch meine ich, dass auch in ihr der Sprache eine schicksalsbestimmende Kraft zukommt, die sich freilich nicht darin äussert, dass wie bei Frau Margret und bei Jumpfer Bünzlin die Welt durch den Prozess der *Benennung* von individualisierten Einzelgegenständen gleichsam erst nominalistisch konstituiert wird, sondern dass nun in Sprache gefasste menschliche *Universalien* handlungsleitend werden und so individuelle Regungen immer wieder unterdrücken. Schon die verfeindeten Bauern überhöhen ihren Hass ideologisch, indem jeder den andern je als «Erbfeind und ganz unvernünftigen Widersacher, den der Teufel absichtlich in die Welt gesetzt habe, um ihn zu verderben» (VII 104), betrachtet, womit jede weitere Entwicklung psychologisch blockiert ist. Diese Projektion fällt auf ihren Urheber zurück: Manz wird «gleich einem eigensinnigen Schatten der Unterwelt, der sich zu seiner Verdammnis ein bequemes einsames Plätzchen sucht an den dunklen Wässern.» (VII 116) Manz' Frau verliert als Wirtin ihre eigene Sprache und stottert zu ihren seltenen Gästen nur noch. «So, so? so, soli! herrlich, herrlich, ihr Herren» (VII 112), fällt also auf den Stand kindlicher Lautassoziation zurück. Ähnlich büsste auch Vrenchens Vater Marti nach der Schlägerei mit Sali seine kommunikative Sprache ein und «brachte [...] nur noch hundert närrische, sinnlos mutwillige Redensarten und Einfälle zum Vorschein.» (VII 140) Die Zerstörung der diskursiven, auf die Bewältigung von Wirklichkeit ausgerichteten Sprache setzt aber auch bei Vrenchen ein: Wo Sali noch mit seiner Liebe gegen das Elend ankämpfen möchte, beschwört Vrenchen gleichsam den Fluch des Schicksals auf sie beide, wenn sie aus dem Bewusstsein heraus, dass individuelles Wollen der Kinder die Schuld der Väter nicht überwinden kann, ausruft: «Es wird nie gut kommen!» (VII 127), später verstärkt: «wir können nicht zusammenkommen.» (VII 139)

Solche Selbstverfluchungen graben sich in Seelenschichten ein, die auf *kollektive* symbolische Inhalte ebenso spontan reagieren wie auf sprachliche Mitteilungen aus einer Welt vor der des hellen Bewusstseins. Das wirre Gerede

Martis ist für Vrenchen daher eine Botschaft, die für sie Sinn haben *muss*: Das Mädchen, das den jungen Gesellen küsst, die Wasserlein, die in den Rhein laufen, ihr Aussehen wie «der Tod im Häfelein», das Herz, das der Füchsin weh tut (VII 142): all dies sind sprachlich vermittelte Elemente, die ihr kommendes Schicksal vorausnehmen und damit bestimmen. Die beiden «Kinder» treten nun in eine Sprachwelt ein, der gegenüber sie keine Verfügungsgewalt mehr haben: Die Bäuerin nimmt vorweg, dass Sali «ein solches Röslein [...] brechen» (VII 156) wird und eröffnet damit eine ganze Sequenz von Anspielungen, dass die beiden «gepaart» (VII 161) «einander haben» (VII 165) und «den Brauch üben» (VII 167) werden. Sie selbst tauchen sprachlich ganz in diese überindividuell geprägte Welt ein und sind sich nicht einmal mehr bewusst, «dass sie in ihren Reden ebensolche Witze machten als auf den [...] Lebkuchen zu lesen waren.» (VII 168) Vrenchen mit dem «Liebeshaus» (VII 171) aus Lebkuchen in der Hand folgt Sali zum «Paradiesgärtchen/-lein» (VII 170), wo sie der schwarze Geiger auf «das lustige Hochzeitsbett im tiefen Wald oder auf einem Heustock» (VII 178) weist. Doch das «Teufelshexlein» (VII 154), das «Tausendskind» (VII 156),⁹⁶ der «liebe Teufel» (VII 185) Vrenchen bleibt nicht im Paradies, sondern nähert sich in einem «wahren Blocksberg» (VII 180f.) inmitten des düstern Gefolges des schwarzen Geigers dem Fluss und damit dem Ort der «verzweifelten und gottvergessenen Hochzeit» (VII 187),⁹⁷ dem sich langsam drehenden (VII 186) und so den teuflischen Tanz weiterführenden Schiff.⁹⁸ Bei so viel manifesten «teuflischen» Anspielungen nur an das viel früher einmal erwähnte «himmlische Jerusalem» (VII 123) zu denken, in das die von ihrem Sündenfall Erlösten einfahren,⁹⁹ heisst den Abgrund einer Verzweiflung nicht sehen wollen, die – metaphysisch nicht weiter begründbar – auf Kafka vorverweist.

Trotzdem kann sich kein Leser der Novelle der Identifikation mit den Liebenden entziehen, und entsprechend wird er ihrem Autor überall dort ironische Distanz unterstellen, wo er das Geschehen kommentierend in Erscheinung tritt.¹⁰⁰ Nur: auch wenn Keller den moralisierenden Schluss in der zweiten Auflage gegenüber der ersten¹⁰¹ sehr stark gekürzt hat, so ist er deswegen noch lange kein Thomas Mann, der sich hinter einem etwas beschränkten Zeitblom versteckt. Die Geschichte ist, so scheint mir immer mehr, aus der Ambivalenz ihres Schöpfers heraus zu lesen, der seine Figuren zugleich destruiert, wenn er sie eine Seligkeit erleben lässt, für die in seinem Leben kein Platz war. Der Preis, den sie dafür bezahlen, ist nicht nur der Verlust der Welt, sondern auch der der individuellen und auf den Mitmenschen bezogenen Sprache. Vrenchen und Sali sind zunehmend auch sprachlich nicht mehr bei sich zuhause und sprechen bald kindlich-märchenhaft, bald altklug-räsonnierend, wie wenn ein fremder, dunkler Geist von ihnen Besitz ergriffen hätte.

6.5. Die Sprache als Verführerin

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als ob zwischen «Romeo und Julia» und dem «Landvogt von Greifensee» aus den zwanzig Jahre später entstandenen «Züricher Novellen» wenig Gemeinsamkeit besteht. Der nur im Tod aufheb- bare Konflikt dort scheint hier in der Entsagung eine Lösung gefunden zu haben, die Tüchtigkeit im Gemeinwesen und Heiterkeit im persönlichen Bereich erlaubt. Wenn wir bereit sind, uns auch hier von dem uns lieb gewordenen Bild zunächst einmal zu lösen und uns auf die Sprache zu beschränken, dann fallen die Zusammenhänge bald auf: Auch der Landvogt braucht die Sprache als Schutzwall gegen die Menschen und als Schutz vor seinen eigenen Gefühlen. Von seinen fünf «alten Flammen» (IX 167) – über den Verlust der einen war er gerade «einen halben Tag lang etwas bekümmert» (IX 181) – löst er sich, indem er sie «der Kürze halben» (IX 230) mit einem Namenetikett versieht, das sie in drei von fünf Fällen – *der Hanswurstel*, *der Kapitän*, *der Distelfink* – auch um ihre weibliche Identität bringt, in den beiden pauschal behandelten ändern – *Amsel* und *Grasmücke* – aber auch schon die Kollektivierung und damit Entmenschlichung vorwegnimmt, unter der die fünf so verschiedenartigen Frauen aus dem Kreis des Landvogts entlassen werden: «Mit lautem Gezwitzcher flog das schöne Gevögel auf und fiel an dem kleinen Seehafen vor dem Schlosse nieder.» (IX 247) Der Landvogt selbst bleibt der Magie der Gegenstände und Bilder verhaftet,¹⁰² noch mehr aber dem zum Leitbild für sein Handeln gewordenen Sprichwörtern, die er «eine schöne Sache» (IX 247) findet. «Wer zuletzt lacht, lacht am besten» (IX 248f.): Wer sich an diese Maxime hält, muss die Welt so wahrnehmen, dass sie ihm recht gibt, und er wird ihre Erscheinungen entsprechend benennen: Aus den jesus- ähnlichen «Junoaugen» (IX 248) seines Nebenbuhlers bei Aglaja werden «die Augen einer Kuh». (IX 249) Nachdem die Damen «mit stillem Grausen» (IX 267) die Beschreibung einer Hinrichtung mitanhören mussten, sollten sie als «magisches Pentagramma» (IX 269f.) selbst zum Femegericht über ihren Gastgeber schreiten, was alle mit mit einer merkwürdig kalten Geschäftigkeit sogleich tun. Nur Figura Leu «fühlte ihr Herz gepresst» (IX 273) und hatte aus Liebe wenig Sinn für das «frevle Spiel» (IX 276), wie es der Landvogt, sich selbst verratend, später nennen wird. Durch ihre Stimme allein wird Keller auch zum Kritiker am Spiel, das er als Autor mit uns als Lesern treibt. Sein Landvogt, der sich an seinem «Kongress alter Schätze» (IX 277) in schönen Reden gegenüber den Teilnehmerinnen ergeht, hat nicht im Goetheschen Sinne entsagt, sondern seine eigenen Gefühle abgewürgt und die der ändern missbraucht. Die Verbindung mit Figura Leu wird nur durch das elfenbei-

nerne «Tödlein» aufrechterhalten, das ihn am Schluss mit seinem Schusse zur Strecke bringt.

6.6. Der Betrug der Sprache

Ausgehend von unseren letzten Überlegungen liesse sich nun leicht der Bezug zu verschiedenen Novellen aus der späteren Zeit herstellen, besonders zu «Kleider machen Leute» und zu «Der Schmied seines Glücks», deren Titel schon besagen, wie sehr in ihnen die Sprache als Verführerin auftritt,¹⁰³ wie sehr die Helden, die sich ihr ausliefern, sich selbst und andere betrügen.¹⁰⁴ Diese Werke sind Variationen einer «Urszene», die Keller weder verdrängen konnte noch wollte: «Es existiert seit Ewigkeit eine ungeschriebene Komödie in mir, wie eine endlose Schraube (*vulgo* Melodie), deren derbe Szenen *ad hoc* sich gebären und in meine fromme Märchenwelt hereinragen».¹⁰⁵ Dieses innere, ihn stets treibende «Monstrum von Komödie»¹⁰⁶ ist der Motor seiner Produktion und zugleich auch der Feind, gegen den er anschreibt: Keller ist wohl der erste Autor, der sich aus innerer Not – dadurch unterscheidet er sich von Jean Paul – immer wieder schreibend gegen sein eigenes Schreiben richtet, indem er in seinen Werken die Sprache zu dem Punkt bringt, wo sie ihrer menschlichen Aufgabe verlustig geht. W. Preisendank hat in seiner Interpretation der Novelle «Der Schmied seines Glückes» eindrücklich auf die Ambivalenz zwischen «realistischer Novelle und humoristischer Selbstbespiegelung realistischen Erzählens» hingewiesen,¹⁰⁷ nur ist diese Selbstbespiegelung, wie mir scheint, nicht diejenige des Erzählens, sondern des Erzählers selbst: Die menschlichen Abgründe – «[der Mensch] ist zuweilen so eine wüste und wilde Bestie» heisst es noch in der ersten Fassung des «Grünen Heinrich»¹⁰⁸ – werden nun literarisch zu «Grotesken» gemacht, und das Scheitern des Menschen in seinen persönlichen Beziehungen wird dadurch neutralisiert, dass der so Gescheiterte angeblich immer noch ein nützliches Glied der Gesellschaft sein kann.

Was aber, wenn deren Netz nicht mehr trägt, wenn nicht die individuellen, sondern die gesellschaftlichen destruktiven Kräfte an die Oberfläche kommen, über die Keller in seinen Briefen an Moritz Lazarus gesprochen hat? Der späte «Martin Salander» zeigt es auf. Die Katastrophe liegt nicht im sozialen Aufstieg von Typen wie Wohlwend und den Gebrüdern Weidelich, sie liegt in der Form des sozialen Zusammenseins der Familie Salander selbst und in den Werten, an denen sie sich orientiert. Die Figuren werden entindividualisiert und auf stereotypes Verhalten festgelegt: Die unmündig gehaltenen Töchter

mit den sich reimenden Namen *Setti* und *Netti*¹⁰⁹ – vom Bruder Arnold gar «der Kürze halber» (XII 142)¹¹⁰ zu *Snetti* zusammengezogen – haben auch sprachlich kein Eigenleben mehr und passen so bestens zu den austauschbaren Zwillingen Isidor und Julian. Martin Salander selbst zeigt kaum je eine affektive Verbindung zu seiner Familie, die er jahrelang ohne Nachricht lässt und um die er sich auch nach seiner zweiten Rückkehr kaum kümmert. Es ist mir auch schwer verständlich, wie man in der «in treuer Pfichterfüllung heldenhaften Hausfrau» Marie Salander einen «Idealtypus»¹¹¹ hat sehen können, wo sie nicht einmal zu durchschauen scheint, was ihr Mann mit ihr anstellt. Wohin das Schiffchen Martin Salanders «nach seinem späten Liebesfrühling» (XII 390) am Schluss fährt, bleibt offen. Der vage politische Horizont vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, dass auch der Hoffnungsträger Arnold¹¹² den Weg nur in der Veränderung der äusseren Verhältnisse sieht und nicht gelernt hat, menschliche Beziehungen herzustellen, die tragfähiger sind als diejenigen seines Vaters und seiner Schwestern.

6.7. Verlorenheit in der Sprache

Die Welt, die sich der Grüne Heinrich allein zu bauen gezwungen war, war von Anfang an eine literarische, in der er als Hervorbringer seiner Figuren auch das alleinige Verfügungsrecht über sie beanspruchte und sie wie eine mittelalterliche Fortuna aufsteigen lassen oder der physischen oder moralischen Vernichtung zuführen konnte. Was er als Knabe den Sammlungen, der Menagerie von lebenden Tieren, schliesslich den durch den Akt der Namengebung zu Menschen gemachten Wachfiguren angetan hat, wiederholt er als Autor mit seinen literarischen Schöpfungen, als Mensch mit seinen Freunden. Wir wissen, wie ruppig und wortkarg er reagieren konnte, wenn jemand die Schranken einer letztlich immer auf ihn bezogenen Geselligkeit überwinden wollte, und wir kennen sein Schweigen in Gesellschaft, seine «fast pathologische Scheu vor dem Briefschreiben»,¹¹³ seine «vollkommene Brieferstarung»¹¹⁴, sein «völliges Brieffalliment»¹¹⁵ im Kontakt mit den ferneren Partnern, seine Versuche, Schwierigkeiten immer als momentane hinzustellen, die das «alte Federtier» dann nach der «Mauser» – so in einem Brief an Marie Melos von 1884¹¹⁶ – endgültig überwinden würde. Die Heftigkeit der Kritik an Person und Werk des jungen Spitteler verrät deutlich die Angst, im andern eigene, überwunden geglaubte Züge wiederzuerkennen, so wenn er 1882 an Julius Rodenberg nach Erscheinen der «Extramundana» über jenen schreibt: «er [...] frisst sich als sein eigener Geier die Prometheusleber ab.»¹¹⁷ Die Art,

wie er seine Verleger bittet, ihn durch Konventionalstrafen möglichst an die Kandare zu nehmen¹¹⁸ oder ihm Druckfahnen nicht nochmals zur Korrektur zu schicken,¹¹⁹ zeigt mit aller Deutlichkeit nicht nur, wie wenig sich auch der reife Keller in der Hand hatte, sondern ebenso sehr, mit welchem gemischten Gefühlen er seinen eigenen Werken begegnete. Der Schriftsteller, der die deutsche Prosa auf eine vor und nach ihm nur selten erreichte Höhe gebracht hatte, war zunehmend gerade dann behindert, wenn es galt, einen andern Menschen mittels der Sprache zu erreichen. Ausgehend von dieser Diskrepanz im sprachlichen Verhalten wollen wir nun noch einige Schlussüberlegungen anstellen.

7. Schlussüberlegungen

7.1. Sprache und Charakter

Es ist hier nicht der Ort, das zu referieren, was die vor allem von der Psychoanalyse ausgehenden Versuche, Licht in die tieferen Seelenschichten Gottfried Kellers zu werfen, erbracht haben. Unser kurzer Blick auf seine innere Sprachbiographie, die er uns im *«Grünen Heinrich»* so offen darlegt, hat, so hoffe ich, deutlich gemacht, dass sein Verhältnis zur Sprache in sehr frühen Erfahrungen wurzelt, die alle ein Schwanken zwischen Omnipotenzphantasien und Schuldgefühlen verraten. Entscheidend scheint mir dabei zu sein, dass solche Erfahrungen mit einem sprachlichen Substrat verbunden sind, das sie immer wieder als *«szenische Symbolisate»*¹²⁰ reaktivieren kann. Ein Beispiel mag das zeigen: Im *«Grünen Heinrich»* berichtet er über den Lehrer, dem er die Schuld an seinem schulischen Misserfolg zuschiebt: *«Er sagte auch sehr bedeutsam beim Abschiede, dass stille Wasser gewöhnlich tief wären. Dieses Wort habe ich seither in meinem Leben öfter hören müssen und es hat mich immer gekränkt, weil es keinen grösseren Plauderer gibt als mich, wenn ich zutraulich bin.»* (III 32) Wichtig ist hier nicht so sehr, dass Fremd- und Selbsteinschätzung offensichtlich sehr stark divergieren, sondern dass das Sprichwort allein die Kränkung auslöst und sogleich das Selbstbild *«grosser Plauderer»* projiziert. Daran ändert auch die in anderem Zusammenhang ganz klare Einsicht von einer starken Hemmung nichts: *«Jetzt erst wird mir der trübe kalte Schleier ganz deutlich, welcher über jener Zeit liegt und mir dazumal die Hälfte des Lebens verhüllte, mich blöde und scheu machte, dass ich die Leute nicht verstand und mich selbst nicht zu erkennen geben konnte.»* (III 103) Der Kontakt zu ändern war offensichtlich nur dann leicht möglich, wenn er sich in

einer geschützten hierarchischen Situation abspielte: Der Unterricht von kleinen Kindern «geriet mir zu einer neuen Lust, vorzüglich weil ich, ausgerüstet mit der Macht zu lohnen und zu strafen, kleine Schicksale kombinieren, Lächeln und Tränen, Freund- und Feindschaft hervorzaubern konnte» (III 98), was aber wiederum mit Schuldgefühlen verbunden ist, sonst spräche er nicht davon, dass er die Mädchen «immer zunächst meinem tyrannischen Herzen» (III 98) hielt. Die Entlastung von diesem Druck ergab sich schon früh dadurch, dass sein «edles Bild» (III 23) vom verstorbenen Vater für ihn handlungsleitend wurde: «Wie würde Er nun an deiner Stelle handeln oder was würde Er von deinem Tun urteilen, wenn er lebte.» (III 23)¹²¹ Damit gewinnt die innere Vatersprache, die weiterhin «in schönen Reden»¹²² hochdeutsch tönt, das Gewicht des Verbindlichen,¹²³ wogegen auf die der Mutter wohl das zuträfe, was Keller von deren Speisen sagt: «Die Speisen meiner Mutter hingegen ermangelten sozusagen aller und jeder Besonderheit. Ihre Suppe war nicht fett und nicht mager, der Kaffee nicht stark und nicht schwach, sie verwendete kein Salzkorn zuviel und keines hat je gefehlt; sie kochte schlecht und recht, ohne Manieriertheit, wie die Künstler sagen, in den reinsten Verhältnissen.» (III 38)

7.2. Der schwierige Keller

Die wenigen hier gerade nur skizzierten Hinweise lassen auf einen Menschen von grösster Verletzlichkeit schliessen,¹²⁴ der als «grosser Plauderer» zwar sein Publikum unterhält, sich aber gegen Menschen abschliesst, die mit ihm eine «symmetrische Kommunikation» eingehen möchten. Dieser «schwierige» Keller begegnet uns in vielen Erinnerungen. Schon 1854 schreibt sein Verleger Eduard Viehweg an Professor Henle: «Keller lebt oder bummelt in Berlin, und scheint mir seinem Charakter nach wenig der Güte seines Buches zu entsprechen»¹²⁵ und wenig später charakterisiert er ihn als «maulfaul und grob, das Gefühl erweckend, dass ihm der Umgang mit dem Bierglase und dem Hunde weit mehr zusage als irgendwelcher menschliche.»¹²⁶

Für die Zeit um 1885 hat der sicher nicht voreingenommene Biograph Böcklins, A. Fleiner, die Tafelrunde um «Meister Gottfried» im Zunfthaus zur Meise wie folgt beschrieben: «Viele seiner besten Freunde aus der älteren Zeit hatten längst aufgehört, seine Nähe aufzusuchen, weil er einmal in einer bösen Stunde die Fortdauer eines erfreulichen Verkehrs unmöglich gemacht hatte, und wehe dem Unberufenen, der einmal in diesen Zirkel trat. Blitz und Donner entluden sich über dem Haupte des Ahnungslosen. [...] Wenn dann der

von dem jähen Ungewitter Betroffene wie ein begossener Pudel sich fort-schlich, schwor er sich, nie mehr seine Schritte in die gefährliche Nähe dieses Jupiter tonans zu lenken, welcher dem Platzregen seiner kräftigen Apostrophen gelegentlich auch einen Hagel von massiverer Beschaffenheit hätte folgen lassen können». ¹²⁷ Tatsächlich ist uns von verlässlichen Zeugen überliefert, dass Keller auch vor Tätlichkeiten nicht zurückschreckte, wenn ihn in einem Lokal irgendein Gast ärgerte, ¹²⁸ und dass er zu Frauen ausgesprochen grob war. ¹²⁹

Solche Zeugnisse lassen sich nicht einfach dadurch aus der Welt schaffen, dass man ihnen andere, «positivere» entgegenstellt, und es nützt auch nichts, ihre Überlieferer nachträglich mit viel Rabulistik zu diskreditieren. ¹³⁰

7.3. Schwierigkeiten mit Keller?

Die unschönen Züge im Bilde Kellers wegdiskutieren zu wollen, hilft ebenso-wenig wie der Versuch, den feinsinnigen und humanen Dichter vom poltern-den, groben Menschen trennen zu wollen. Keller war sich seiner Abgründe bewusst, und er offenbart sie uns im «Grünen Heinrich» mit einer Offenheit wie kaum ein Mensch in seiner Zeit. Was er in seinen Dichtungen darstellt, ist nicht eine andere, idealisierte Welt, sondern die höchst vielfältige seines Innern. Fast alle seine Figuren haben die Schwächen, auf die wir auch beim Menschen Keller stossen: Angst vor Gefühlen, Schwierigkeiten, andern Men-schen auf der rein seelischen Ebene zu begegnen, schliesslich die Flucht in eine Sprache, die den Zugang zum andern oft mehr verbaut als ermöglicht. Nur geschieht in seiner Dichtung immer wieder das Grosse, das sich in einer nor-malen menschlichen Begegnung nur im Glücksfall einer tiefen Kommunion herstellt: dass die manifeste Insuffizienz Anlass wird, das Fehlende herzustellen. In einigen seiner Dichtungen tun diesen Sprung über den konkreten Autor hinaus einzelne seiner Figuren – so Figura Leu im «Landvogt» –, immer können wir Leser es tun, was bewirkt, dass wir kein Werk Kellers aus der Hand legen, ohne das Gefühl zu haben, zu einer geschlossenen «Gestalt» gelangt zu sein.

In seinem tiefsten Innern muss Keller gewusst haben, dass er mit seinen Dichtungen an die Sphäre rührt – ohne sie explizit zu beschreiben –, in die für ihn sein Vater eingegangen war, ¹³¹ an eine Transzendenz, die sich gerade dann öffnet, wenn wir bereit sind, zunächst einmal das Unvollkommene aller menschlichen Verhältnisse wahrzunehmen und wahrzuhaben.

Keller zeigt so auch die Grenzen der Dichtung selbst, indem er ihre Mittel stets als wieder revidierbare und ihre Wahrheit nicht als ewige hinstellt. Die

von Theodor Fontane so gerügten «Dissonanzen» zwischen den scheinbar objektiv dargestellten Gegenständen und dem «allerpersönlichsten Ton» des sie beschreibend zugleich kommentierenden Dichters,¹³² gerade diese Brechungen und Verwerfungen wären nicht ein Zeichen von «Stilabwesenheit» – wie Fontane moniert –, sondern Manifestationen einer von uns nur nachträglich erschliessbaren Poetik, die mit einem vielschichtigen, nicht genau ergründbaren Subjekt der Produktion rechnet und die seinem Text folglich nicht nur Perspektivität zugesteht, sondern die Dissonanz von gegeneinander geschriebenen Partien und von verschiedenen unter sich widersprüchlichen Haltungen, die der Text auslöst. In dem Sinne ist Gottfried Keller wohl der erste moderne Dichter und weist auf unser Jahrhundert. Bei aller Verhaftetheit im so ideologiegläubigen 19. Jahrhundert weist er auch als Mensch über sich hinaus: Er lässt sich nicht auf einen jener «geraden Charaktere» reduzieren, wie er sie zum Beispiel im «Fähnlein» in seine gesellschaftliche Utopie hineingestellt hat. Als gebrochenem und darum in seiner subjektiven Wahrnehmung um so empfindlicherem Menschen wurde ihm klar, dass das auf gesetzmässige Erklärbarkeit und auf fortschreitende Entwicklung fixierte Denken seines Jahrhundert versagen wird. Der «Martin Salander» scheitert nicht an der «Schlechtigkeit» einzelner Menschen, sondern an überholten Verhaltensformen und an Ideologemen, mit deren Versagen im Roman Keller auch die Möglichkeit des eigenen Scheiterns noch einmal thematisiert hat.

Wir werden Keller vieler Lasten entheben dürfen, die ihm die hundert Jahre seit seinem Tod auferlegt haben: «Nationaldichter» eignen sich sicher nur sehr bedingt als «Schutzgeist der Heimat». Wir brauchen auch keinen «Realisten», der angeblich seine Zeit einzufangen versucht hat, wir brauchen vielleicht sogar nicht einmal mehr den Schatten eines knorrigten Stadtoriginals: Es genügt, dass seine Dichtungen uns immer wieder (vorläufige) Zugänge zu einer Welt eröffnen, die zeitlos die unsere ist.

BIBLIOGRAPHIE

1. Werke und Briefe Gottfried Kellers

- Keller, Gottfried: Sämtliche Werke. Auf Grund des Nachlasses hrsg. von Jonas Fränkel und Carl Helbling. 24 Bde. Erlenbach-Zürich, Bern-Leipzig, Bern 1926-1948. [Die einzelnen Bde. werden mit römischen Zahlen bezeichnet].
- Keller, Gottfried: Die Jugenddramen. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Laurence A. Rickels. Zürich 1990.
- Keller, Gottfried: Gesammelte Briefe. In vier Bden. hrsg. von Carl Helbling. Bern I 1950; II 1951; III,1 1952; III,2 1953; IV 1954 [= B].
- Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit. Der Dichter im Briefwechsel mit Marie und Adolf Exner. Hrsg. von Irmgard Smidt, Vorwort von Karl von Frisch. Erweiterte Neuaufl. Stäfa 1981.
- Stähli, Fridolin: Gefährdete Künstler. Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Johann Salomon Hegi. Edition und Kommentar. Zürich und München 1985 (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 61).
- Gottfried Keller und Professor Henle. Mitteilungen aus alten Briefen von Emma Henle. In: Der kleine Bund 1922, Nr. 19, S. 147.
- Gottfried Keller – Emil Kuh Briefwechsel. Hrsg. und erläutert von Irmgard Smidt und Erwin Streitfeld. Stäfa 1988.
- Gottfried Keller und J[osef] V[iktor] Widmann. Briefwechsel. Hrsg. und erläutert von Max Widmann. Basel-Leipzig 1922.
- Baumann, Walter: Gottfried Keller Anekdoten. Hrsg. von Walter Baumann. Zürich und München 1987.

2. Sekundärliteratur

- Benjamin, Walter: Gottfried Keller. In: Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2. Frankfurt 1988 (suhrkamp tb 1512), S. 384–395. (Zuerst in: Literarische Welt 5. 8. 1927).
- Böschstein, Renate: Kellers Glück. In: Hans Wysling (Hrsg.), Gottfried Keller. 11 Essays zu seinem Werk. Zürich 1990, S. 163–184.
- Breitenbruch, Bernd: Gottfried Keller in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1968 (rowohlt monographien 136).
- Ermatinger, Emil: Gottfried Kellers Leben. Mit Benutzung von Jakob Bächtolds Biographie dargestellt. 8. Aufl. Zürich 1950.
- Fleiner, Albert: Mit Arnold Böcklin. Frauenfeld 1915.
- Frey, Adolf: Erinnerungen an Gottfried Keller. 2. erw. Aufl., Leipzig 1893.
- Hart Nibbrig, Christiaan L.: Ja und Nein. Studien zur Konstitution von Wertgefügen in Texten. Frankfurt 1974.
- J., K.: Gottfried Keller, der originelle Nationaldichter der Schweiz. In: Sonntagspost 1868, Nr. 27, S. 444–446, 462–464.
- Kaiser, Gerhard: Sündenfall, Paradies und himmlisches Jerusalem in Kellers «Romeo und Julia auf dem Dorfe». In: Euphorion 65, 1971, S. 21–48. (Später in: Gerhard Kaiser: Wanderer und Idylle. Göttingen 1977, S. 258–289.)
- Kaiser, Gerhard: Gottfried Keller. Das gedichtete Leben. Frankfurt 1981.
- Kaiser, Gerhard: Gottfried Keller. Eine Einführung. München und Zürich 1985.
- Kayser, Wolfgang: Das Grotteske in Malerei und Dichtung. Reinbek 1960.
- [Kinkel, Gottfried:] Gottfried Kinkel über Gottfried Keller. In: Sonntagspost 1869, Nr. 32, S. 506–507.

- Kriesi, Hans Max: Gottfried Keller als Politiker. Mit einem Anhang: Gottfried Kellers politische Aufsätze. Frauenfeld und Leipzig 1918.
- Lazarus, M[oritz], und Steinthal, H[eymann]: Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie, als Einleitung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 1, 1860, S.1–73,
- Lazarus, M[oritz]: Über das Verhältniss des Einzelnen zur Gesamtheit. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 2, 1862, 393–453.
- Lazarus, M[oritz]: Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Bd. I, 2. Aufl. Berlin 1876, Bd. II, 2. Aufl., Berlin 1878, Bd. III, 3. Aufl. Berlin 1897.
- Lazarus, M[oritz]: Ideale Fragen, in Reden und Vorträgen behandelt. 2. Aufl. Berlin 1879.
- [Lazarus, Moritz:] Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Berlin 1906.
- [Lazarus, Moritz:] Ein deutscher Professor in der Schweiz. Nach Briefen und Dokumenten im Nachlass ihres Gatten von Nahida Lazarus. Berlin 1910.
- [Lazarus, Moritz:] Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen. Mit einer Einleitung hrsg. von Ingrid Belke. Bd. II/2. Tübingen 1986.
- Locher, Papa: Papa Locher's Mussestunden. 3. Aufl. Zürich [1903].
- Lorenzer, Alfred: Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder: Sprache und Interaktion. Frankfurt 1973 (edition suhrkamp 572).
- Lorenzer, Alfred: Sprachspiel und Interaktionsformen. Frankfurt 1977 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 81).
- Luck, Rätus: Gottfried Keller als Literaturkritiker. Bern und München 1970.
- Metz, Klaus-Dieter: Korrespondenzen. Der Brief in Gottfried Kellers Dichtung. Frankfurt/M., Bern, New York 1984.
- Meyer, Conrad Ferdinand: Briefe, nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen hrsg. von Adolf Frey. 2 Bde. Leipzig 1908.
- Müller, Dominik: Wiederlesen und weiterschreiben. Gottfried Kellers Neugestaltung des «Grünen Heinrich». Bern, Frankfurt a. M., New York, Paris 1988 (Zürcher Germanistische Studien 13, zugleich Thèse Universität Genf Nr. 282).
- Muschg, Adolf: Gottfried Keller. München 1977.
- Preisendank, Wolfgang: Poetischer Realismus als Spielraum des Grotesken in Gottfried Kellers «Der Schmied seines Glückes». Konstanz 1989 (Konstanzer Universitätsreden 170).
- Spyri, Johanna, Conrad Ferdinand Meyer. Briefwechsel 1877–1897. Mit einem Anhang: Briefe der Johanna Spyri an die Mutter und die Schwester C. F. Meyers 1853–1897. Hrsg. und kommentiert von Hans und Rosmarie Zeller mit einer Einleitung von Rosmarie Zeller, Kilchberg 1977.
- Suter, Ida: Die Mundart bei Gottfried Keller. Zürich 1932 (Diss. Zürich 1932).
- Szemkus, Karol: Gesellschaftlicher Wandel und sprachliche Form. Literatursoziologische Studie zu Gottfried Keller. Stuttgart 1969 (Germanistische Abhandlungen 26).
- Tavel, Alexander von: Erinnerungen aus seinem Leben. [Hrsg. von Albert von Tavel]. Bern 1902.
- Vetter, Ferdinand: Die Schweiz – eine «deutsche Provinz»? Meine Nürnberger Rede und ihre Folgen. 2. Ausg. Mit vervollständigtem Anhang. Berlin 1902.
- Vögtlin, Adolf: Gottfried Keller-Anekdoten. 9.–12. Aufl. Berlin [1919].
- Weber, Robert: Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. 3. Bd. Glarus 1867.
- Wehrli, Max [AG]: Gottfried Kellers Verhältnis zum eigenen Schaffen. Bern 1965 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 29).
- Widmann, J[osef] V[iktor]: Ausgewählte Feuilletons. Hrsg. von Max Widmann. Frauenfeld 1913.
- Widmann, Max: Josef Viktor Widmann. Ein Lebensbild. Zweite Lebenshälfte. Frauenfeld und Leipzig 1924.

- Wildbolz, Rudolf: Gottfried Kellers Menschenbild. Bern und München 1964.
 Wysling, Hans (Hrsg.): Gottfried Keller. [Gedenkband zum 100. Todesjahr]. Zürich und München 1990.
 Zäch, Alfred: Gottfried Keller im Spiegel seiner Zeit. Zürich 1952.
 Zäch, Alfred: Erinnerungen an Gottfried Keller. Hrsg. von Alfred Zäch. Kilchberg 1970.

Anmerkungen

- 1 B III,1 225 (vom 18. 12. 1879); getadelt werden die Worte *Flausen, Teufel, verzweifelt lang*; vgl. weiter B III,1 250 (22. 3. 1885 an J. V. Widmann über Spitteler) und 464 (16. 8. 1881 an Theodor Storm), B III,2 338 (28. 5. 1876) an Julius Rodenberg; dazu erschöpfend R. Luck 1970, S. 319–341.
- 2 Vgl. den Spott über die Philologen im Brief vom 2. 12. 1880 an Julius Rodenberg, B III,2 378; vgl. weiter B. Seufferts Erinnerungen (1890), in: A. Zäch 1952, S. 185. 3 Vgl. dazu die sehr reiche Untersuchung von I. Suter 1932.
- 4 A. Frey 1893, S. 44; vgl. auch E. Ermatinger 1950, S. 327.
- 5 I. Suter 1932, S. 73ff.
- 6 Zum Beispiel in der bewussten Verwendung der *Ihr*-Anrede im «Martin Salander», was von K. Szemkus 1969, 97f. völlig abstrus gedeutet wird.
- 7 W. Baumann 1987, S. 27.
- 8 B II 68 (25. 11. 1857 an Ludmilla Assing).
- 9 B II 220 (19. 4. 1874 an A. Exner, vgl. Keller – Exner Briefw. 1981, S. 56).
- 10 B II 368 (11. 8. 1885 an Käte Kröker-Freiligrath).
- 11 B III,2 359 (31. 5. 1878 an Julius Rodenberg).
- 12 B II 372 (9. 8. 1887 an Käte Kröker-Freiligrath).
- 13 B I 233 (16. 9. 1845 an Rudolf Leemann).
- 14 B II 389 (31. 1. 1878 an Maria Melos), IV 248 (15. 12. 1882 an Hans Hoffmann).
- 15 B III,2 85 (11. 2. 1854 an Eduard Viehweg).
- 16 B II 83 (28. 4. 1859 an Ludmilla Assing), vgl. Anm. II 536.
- 17 B II 439 (15. 6. 1885 an Maria Knopf).
- 18 B II 413 (7. 10. 1883 an Maria Melos).
- 19 B II 419 (19. 7. 1885 an Maria Melos).
- 20 Zu einer solchen gehören beispielsweise auch die so eindrücklich geschilderten Prozesse der semantischen Generalisierung von Begriffen wie *weisse Wolke* (III 28), die lautliche Verbindung von *Vermählung* mit *Mehl* (B III,1 175 an Emil Kuh, 12. 2. 1874, vgl. Keller – Kuh Briefwechsel 1988, S. 89 und W. Baumann 1987, S. 14) oder die Versuche, Abstrakta wie *Gott* oder unbekannte Wörter wie *Pumpenrikel* konkret zu bestimmen (III 29f.). Vgl. dazu schon die sehr zutreffende Interpretation bei M. Lazarus 1878, S. 183.
- 21 W. Baumann 1987, S. 11.
- 22 Sein unbeholtenes Auftreten bei einer Aufführung der «Zauberflöte» 1832 hat ihm von seinen Mitschülern den Spitznamen «de stiff Züriaff» eingebracht (nach W. Baumann 1987, S. 17).
- 23 E. Ermatinger 1950, S. 469.
- 24 Vgl. A. Zäch 1952, S. 9: Er «knurrte und belferte in einem schauerhaften Züricher Dialekt» (so auch E. Ermatinger 1950, S. 163; nach einem Bericht von Karl Vogt); andererseits wird für die Zeit um 1880 seine «schöne, kräftige Stimme» bei einem Studentengesang gelobt (W. Baumann 1987, S. 85).
- 25 B III, 2, 241 (15. 5. 1873 an Ferdiand Weibert) und B II 508 (2. 9. 1884 an Hans Weber).
- 26 Vgl. A. von Tavel 1902, 25f.

- 27 Vgl. vor allem den Brief vom 8. 11. 1860 an François Wille, B IV 106.
- 28 F. Vetter 1902, S. 29; vgl. dazu A. Muschg 1977, S. 275f.
- 29 Vgl. die Erinnerungen von Hans Weber (1918), in: A. Zäch 1952, S. 139; A. Zäch 1970, S. 37.
- 30 B II 44 (21. 4. 1856 an Ludmilla Assing): «Ausserdem ist es schrecklich, wie es in Zürich von Gelehrten und Literaten wimmelt, und man hört fast mehr Hochdeutsch, Französisch und Italienisch sprechen als unser altes Schweizerdeutsch, was früher gar nicht so gewesen ist.»
- 31 B III,1 428 (13. 8. 1878 an Theodor Storm).
- 32 B II 357 (20. 12. 1880 an Ida Freiligrath), III,1 296 (31. 7. 1877 an Jakob Bächtold); vgl. dazu die sehr gründliche Darstellung bei R. Luck 1970, S. 497–512.
- 33 Vgl. z. B. B I 441 (31. 1. 1860 an Hermann Hettner), B III,2 189 (25. 2. 1860 an Berthold Auerbach), B IV 75–77 mit Anm. S. 415f. (24. 6. 1858 an Ludwig Eckhardt).
- 34 B III,1 244 (7. 11. 1883 an J. V. Widmann).
- 35 B II 357 (20. 12. 1880 an Ida Freiligrath).
- 36 B III,1, 196 (28. 6. 1875 an Emil Kuh); vgl. auch Bernhard Seufferts Erinnerungen (1890), in: A. Zäch 1952, S. 187.
- 37 B III,1 196 (28. 6. 1875 an Emil Kuh, vgl. Briefwechsel Keller – Kuh 1988, S. 155).
- 38 Winterthur 1870.
- 39 Vgl. dazu den Brief vom 30. 12. 1885 an Sigmund Schott B IV 272f.: «Im Gegensatz hiezu [zum ›literarischen‹ Nordosten Deutschlands] sind jetzt in Zürich die jungen Gewerbsleute darauf versessen, Dialektstücke aufzuführen und eben solche Reimereien selbst zu verfassen, die sich alle in einer gewissen Trivial- Realität bewegen.» Auf J. V. Widmanns briefliche Bemerkung, er hätte «sehr nette Dialektstücke von Leonhard Steiner» (einem Zürcher Autor) erhalten, geht Keller nicht ein, vgl. Keller – Widmann Briefw. 1922, S. 124.
- 40 B IV 18 (1. 10. 1861); schon am 4. 12. 1846 hat Keller für die Zusendung der ›Gedichte in schweizerischer Mundart‹ (Zürich 1844) gedankt, vgl. B IV 16.
- 41 A. Frey 1893, S. 106.
- 42 Vgl. B III,1 217 (23. 9. 1875 an J. V. Widmann); Keller – Widmann Briefw. 1922, S. 44f. 50f. und ausführlich G. Luck 1970, S. 497–512.
- 43 Zürich 1851.
- 44 Vgl. dazu I. Suter 1932, S. 2.
- 45 J. K. 1868, S. 444.
- 46 G. Kinkel 1869, S. 507.
- 47 Keller – Widmann Briefw. 1922, S. 10.
- 48 Ib. S. 12.
- 49 J. V. Widmann 1913, S. 171.
- 50 C. F. Meyer, Briefe II 513; für H. M. Kriesi 1918, S. 242, das Schlusszitat und Credo seines Buches.
- 51 C. F. Meyer, Briefe II 332 (1. 8. 1890 an H. Lingg).
- 52 C. F. Meyer, Briefe II 193 (2. 10. 1890 an Hermann Hässel).
- 53 Vgl. immerhin R. Luck 1970, S. 609, Anm. 186.
- 54 M. Lazarus 1986, S. XXX.
- 55 Zu seiner Biographie vgl. die ausgezeichnete Einleitung von I. Belke in M. Lazarus 1986, S. XIV–LXXX.
- 56 Wieder abgedruckt in M. Lazarus 1906, S. 29–30.
- 57 Vgl. dazu M. Lazarus 1906, S. 29–36; M. Lazarus 1910, S. 97–99. (Über weitere Begegnungen vgl. Lazarus 1910, S. 127 u. 172).
- 58 Veröffentlicht in M. Lazarus 1906, S. 38–40 (nicht in der Briefausg. von C. Helbling!); Lazarus wird gelegentlich in den Briefen Kellers an andere erwähnt, vgl. B III,1 203 (15. 5. 1876 an Emil Kuh, vgl. Keller – Kuh Briefwechsel 1988, S. 178), wo er unter den «befreundeten Autoren aufgeführt wird», B III,2 282 u. 432 (als Empfänger von Freiemplaren), IV 205.

- 59 M. Lazarus 1986, S.751–754.
 60 M. Lazarus 1879, S. 4, vgl. M. Lazarus 1986, S. XLVII.
 61 M. Lazarus 1879, S. 107.
 62 M. Lazarus 1879, S. 4. Aus dieser Tradition heraus schreibt J. V. Widmann 1886 in seiner Rezension des Romans ›Martin Salander‹: «Nicht der Entwicklung einer Einzelseele, sondern der Entwicklung der Volksseele ist er gewidmet.» (J. V. Widmann, Keller – Widmann Briefw. 1922, S. 163).
 63 M. Lazarus 1876, S. 7.
 64 Ib. S. 82.
 65 M. Lazarus 1878, S. 218.
 66 Ib. 336.
 67 Ib. S. 344.
 68 Ib. S. 83; vgl. weiter S. 353ff.
 69 M. Lazarus 1986, S. 753.
 70 M. Lazarus 1906, S. 39.
 71 Ib. S. 40.
 72 M. Lazarus 1878, S. 376.
 73 Das erst 1990 edierte Jugenddrama ›Der Hexenbund‹ (Jugenddramen S. 61–69) entsprang kaum nur kindlicher Phantasie, sondern basierte wohl auf einer gewissen Kenntnis derjenigen okkultistischer Traditionen, auf die im ›Grünen Heinrich‹ leicht verhüllend angespielt wird (III 74.76).
 74 R. Weber 1867, S. 14.
 75 Ib. S. 13.
 76 B IV 179f.
 77 BIII,2 (8. 4. 1881).
 78 B II 439 (15. 6. 1885 an Maria Knopf).
 79 B I 247 (30. 4. 1850); (danach W. Baumann 1987, S. 51).
 80 Ib.
 81 B I 253 (10. 10. 1850).
 82 B II 356 (20. 12. 1880 an Ida Freiligrath); vgl. die Abwandlung *Freilichrätinnen* (18. 7. 1880 an Maria Melos).
 83 B I 269 (22. 4. 1860 an Ferdinand Freiligrath).
 84 W. Baumann 1987, S. 87.
 85 B II 188 (6. 1. 1873 an Adolf Exner, vgl. Keller – Exner Briefw. 1981, 18.19).
 86 B II 67 (25. 11. 1857 an Ludmilla Assing).
 87 B II 494 (11. 3. 1877 an Hans Weber).
 88 Ib.
 89 B II 154 (6. 3. 1856 an Lina Duncker).
 90 B II 241 (18. 7. 1875, vgl. Keller – Exner Briefw. 1981, S. 87f.; ungenau W. Baumann 1987, S. 124f.).
 91 B I 190 (10. 4. 1841 an Salomon Hegi, vgl. die Edition von Fr. Stähli 1985, S. 149).
 92 B I 263 (30. 4. 1857 an Ferdinand Freiligrath).
 93 B I 356 (4. 3. 1851 an Hermann Hettner); vgl. *Grüner Esel* 15. 8. 1991 II 196 (22. 5. 1873 an Adolf Exner), *Grüner Heinz* B III, 1 404 (4. 2. 1885 an Wilhelm Petersen) u. a.
 94 Auch neueste Arbeiten über Keller als Briefschreiber scheuen vor dieser Diagnose zurück, vgl. K.–D. Metz 1984, S. 169f., D. Müller 1988, S. 96–112.
 95 Vgl. dazu W. Kayser 1960, S. 85f.
 96 *Tausend* ist ein gerade in der deutschen Schweiz sehr gebräuchlicher Euphemismus für *Tausend*, vgl. Schweizerdt. Wörterbuch Bd. XIII, 1832f.
 97 Im ›Schlusskommentar‹.

- 98 Zugleich wird mit dem Bild auch auf die Verdammnis der beiden Väter angespielt: «ihr Leben glich fortan der träumerischen Qual zweier Verdammten, welche, auf einem schmalen Brette einen dunklen Strom hinabtreibend, sich befehden, in die Luft hauen und sich selber anpacken und vernichten.» (VII 102).
- 99 Vgl. G. Kaiser 1971 (dagegen schon Chr. L. Hart Nibbrig 1974, S.84); G. Kaiser 1981, S.302ff.310ff.689.
- 100 Vgl. z. B. VII 160: «Aber Jugend hat keine Tugend.»
- 101 Vgl. VII 396f.
- 102 So dem «Tödlein» (IX 218) – das uns an den «Tod im Häfelein» in «Romeo und Julia» erinnern darf, dem *Geisterstein*, über den er Marianne ein Schicksalslied singen heisst (IX 167), nachdem er selbst zur Zeit seines «Bilderwesens» (IX 241) einen *Rabenstein* gemalt hatte (IX 237).
- 103 Wir wenden uns mit dieser Formulierung gegen die im Hinblick auf die beiden Novellentitel gegebene Erklärung M. Wehrli 1965, S.74, dass die Sentenzen und Sprichwörter dazu dienen, «einen Bezug zum Allgemeinen herzustellen».
- 104 Vgl. dazu M. Lazarus 1878, S. 377, der von der «Schattenseite» der Sprache spricht, wenn sie der Lüge und Unwahrheit dient.
- 105 B III,1 56f. (27.7.1881 an Paul Heyse). Vgl. dazu auch W. Preisendank 1989, S.27.
- 106 B III,1 57.
- 107 W. Preisendank 1989, S.24 f.
- 108 XVI 69: Vgl. dazu die Ausführungen von R. Wildbolz 1964, S.30f., der als erster die sich im «Grünen Heinrich» manifestierende «Dämonie des Bösen» beim Namen genannt hat.
- 109 Die Verbindung zu den paarweise auftretenden entpersönlichten Figuren *Toby/Roby* und *Koby/Loby* in Dürrenmatts «Der Besuch der alten Dame» liegt nahe.
- 110 Also dieselbe Begründung wie im «Landvogt».
- 111 J. V. Widmann, Keller – Widmann Briefw. 1922, S.171 (beide Zitate).
- 112 Vgl. A. Frey 1893, S.30f.
- 113 B IV 273 (9.6.1888 an Sigmund Schott).
- 114 B III,2 406 (9.1.1884 an Julius Rodenberg) und öfter.
- 115 B II 445 (21.7.1886 an Maria Knopf).
- 116 B II 416 (27.2.1884 an Maria Melos).
- 117 B III,2 401f. (7.12.1882 an Julius Rodenberg).
- 118 B III,2 170 (19.9.1855 an Franz Duncker).
- 119 B III,2 262 (29.8.1875 an Ferdinand Weibert).
- 120 Vgl. A. Lorenzer 1973, S.98ff., A. Lorenzer 1977, S.45ff.
- 121 Nicht zu übersehen ist die sakrale Grossschreibung des Pronomens.
- 122 Vgl. III 21.
- 123 G. Kaiser 1981, S.118–153, 1985, S.101–107, betont von seinem Freudschen Ansatz her weit mehr die Ambivalenz der Vaterbilder; vgl. auch die wichtigen Bemerkungen von Renate Böschstein 1990, S.182f.
- 124 Misstrauen und Zurückhaltung zeigt sich auch auf den erhaltenen Porträts, so etwa auf einer Photographie von 1870 (Abb. in B. Breitenbruch 1968, S.144, vgl. auch H. Wysling 1990, S.238), wie denn überhaupt von Körperform und Körperbewegungen (soweit erschliessbar) ausgehend mit den Mitteln heutiger körperzentrierter psychotherapeutischer Ansätze ein Zugang zur Persönlichkeit Kellers zu eröffnen wäre, der mir erfolgversprechender schien als die pure Anwendung theoretischer Konzepte der Freudschen Psychoanalyse.
- 125 E. Henle 1922, S.147. (Der undatierte Brief ist vermutlich September 1854 geschrieben.)
- 126 Ib. Brief vom 3. Oktober 1854.
- 127 A. Fleiner 1915, S.52 (danach auch Alpenrosen 1915, 155–156, und A. Zäch 1970, S.47).
- 128 Papa Locher 1903, S.2f. (und A. Vöglin 1919, S.74): So ohrfeigte er einen jungen Polytech-

- niker im Gambrinus.
- 129 Vgl. zum Beispiel A. Vögtlin 1919, S. 128. Über das Anekdotische hinausgehend ist freilich die subtile Schilderung von Kellers Wesensart durch die sicher unvoreingenommene Johanne Spyri, die am 15. 12. 1974 an Betsy Meyer schreibt: «Ich bin immer unsicher in seiner Gesellschaft, so als sässe ich einem Menschen vorüber, der sehr gut redet, dem ich aufmerksam zuhöre, aber immer mit der heimlichen Besorgniss, er werde mir unversehens etwas Übelriechendes in's Gesicht werfen. Er hat mir diess noch jedes Mal gethan, wenn ich mich zu ihm setzte.» (Spyri – Meyer Briefw. 1977, S. 95f.).
- 130 Vgl. z. 15. 8. 1991B. E. Ermatinger 1950, S. 340 über Richard Wagner, und S. 585 über Jakob Bächtold, der Keller einen «gewaltigen Egoisten» genannt hat. Erst die jüngste Forschung wagt es allmählich von Retuschen abzusehen. So sieht auch G. Kaiser 1985, S. 54, beim alten Keller die «misanthropische Versteinerung in der Einsamkeit».
- 131 Vgl. III 23: «dies edle Bild [des Vaters] ist für mich ein Teil des grossen Unendlichen geworden, auf welches mich meine letzten Gedanken zurückführen und unter dessen Obhut ich zu wandeln glaube.»
- 132 Vgl. A. Zäch 1952, S. 105.

Neunundfünfzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1990

1. *Vorstand:* Dr. Rätus Luck, Bern, ist am Herbstbott 1990 aus dem Vorstand zurückgetreten. Ich danke ihm herzlich für die Dienste, die er der Gesellschaft in den vergangenen Jahren geleistet hat.

2. *Bericht des Quästors:*

Die Rechnung für das Jahr 1990 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, das folgende Bild:

Vermögen am 31. Dezember 1989		Fr. 33 365.98
zuzüglich Einnahmen 1990	Fr. 11 234.33	
abzüglich Ausgaben 1990	Fr. 19 783.63	
Ausgabenüberschuss	Fr. 8 549.30	Fr. 8 549.30
Vermögen am 31. Dezember 1990		Fr. 24 816.68

Der Mitgliederbestand Ende 1990 betrug 318, gegenüber 303 im Vorjahr (15 Neueintritte). Die Mitgliederbeiträge und die freiwilligen Beiträge ergaben ein Gesamttotal von Fr. 9 678.08. Der Kanton Zürich hat uns eine Subvention von Fr. 1000.— zukommen lassen; die Stadt Zürich stellt für 1990 und 1991 eine solche von insgesamt Fr. 2 000.— (Fr. 1000.— pro Jahr) in Aussicht. Die Zinseinnahmen erhöhten sich von Fr. 162.40 auf Fr. 1549.15.

3. *Historisch-kritische Ausgabe von C. F. Meyers Werken*

Prof. Dr. Hans Zeller, der Herausgeber von C. F. Meyers Werken, teilte uns am 15. Oktober 1990 mit: «*Von Band 7* — er enthält die Nachlassgedichte Nr. 501—854 — ist dem Verlag im Januar 1990 das Druckmanuskript des *Anhangs* im Umfang von etwa 650 Seiten eingereicht worden. Der *Textteil* im Umfang von 372 Druckseiten liegt inzwischen im korrigierten Umbruch vor, fertig zum Druck. Mit dem Erscheinen des Bandes 7 im Lauf des Jahres 1991 darf gerechnet werden.

Die Arbeit am zuletzt erscheinenden *Band 5* mit dem Apparat und Kommentar zu den letzten zwei Abteilungen der «*Gedichte*» (Textteil in Band 1), mit den Nachträgen und Korrekturen zu den Bänden 1—7 und mit den Übersichten und Registern zu diesen Bänden ist in allen Teilen im Gang.»

4. Das *Herbstbott vom 28. Oktober 1990* wurde von 140 Mitgliedern und Gästen besucht. Der Referent, Herr Prof. Dr. Roland Ris, sprach über das Thema «Was die Welt zusammenhält: Überlegungen zur Funktion der Sprache bei Gottfried Keller». Hans Martin Ulrich (Oboe), Kurt Lamprecht (Violine), Judit Horvath (Viola) und Curdin Defilla (Cello) spielten zwei Sätze aus Oboen-Konzerten von Christian Cannabich.

5. *Gottfried Kellers 100. Todesjahr*

Anlässe, an denen die Gesellschaft beteiligt war:

- 19. Mai—15. Juli 1990: Gedenkausstellung im Helmhaus (Präsidialabteilung der Stadt Zürich). Die Ausstellung wurde von Assistentinnen und Studentinnen des Deutschen Seminars unter Leitung von Prof. Dr. Hans Wysling aufgebaut.
- 13./14. Juli 1990: Internationales Gottfried Keller-Kolloquium an der Universität (Leitung: Prof. Dr. Hans Wysling)
- 15. Juli 1990: Gedenkfeier des Regierungsrats und der Gottfried Keller-Gesellschaft unter Mitwirkung des Studentengesangsvereins in der Aula der Universität. Anschliessend lud der Regierungsrat zu einem Aperitif im Lichthof ein. Am Mittagessen im Zunft-

haus zur Schmiden nahmen auf Einladung des Regierungsrats auch die Referenten des Kolloquiums teil.

- 8./9. September 1990: Gottfried Keller-Feiern in Glattfelden unter der Leitung von Herrn Dr. Fritz Jäggli, Gemeindepräsident. Referenten: Regierungspräsident Prof. Dr. Hans Künzi, Prof. Dr. Egon Wilhelm, Prof. Dr. Fritz Schaufelberger.

Hans Wysling

Zusammensetzung des Vorstandes

Präsident Prof. Dr. Hans Wysling
Alte Bergstrasse 165
8707 Uetikon am See

Quästor Direktor
Dr. Hans J. Halbheer
Schweiz. Kreditanstalt
Hauptsitz
Postfach
8021 Zürich

Sekretär Prof. Dr. Egon Wilhelm
Postfach 474
8610 Uster 1

Frau lic. phil. Denise Wagner-Landolt
Huttenstrasse 66
8006 Zürich

Dr. Hugo Bütler, Chefredaktor
Bächtoldstrasse 11
8044 Zürich

Dr. Rainer Diederichs
Hadlaubstrasse 42
8044 Zürich

Dr. ing. agr. ETH Fritz Jäggli
Gemeindepräsident
Blumenstrasse 20
8192 Glattfelden

Direktor
Dr. Hermann Köstler
Zentralbibliothek/Postfach
8025 Zürich

Prof. Dr. Roland Ris
Hostalenweg 190
3037 Herrenschwanden

Korrespondenzadresse

Sekretär Bis 31.12.1991:
Prof. Dr. Egon Wilhelm
Postfach 474
8610 Uster
Tel. 01 94137 25

Ab 1.1.1992:
Dr. Rainer Diederichs
Zentralbibliothek/Postfach
8025 Zürich
Tel. 01 2617272

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Zürcher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempfer, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Prof. Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»
1970: Prof. Dr. Hans Wysling, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»

- 1971: Prof. Dr. Paula Ritzler, «Ein Tag kann eine Perle sein‘ – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller»
- 1972: Prof. Dr. Peter Marxer, «Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater»
- 1973: Dr. Rätus Luck, «Sachliches studieren...‘ Gottfried Keller als Literaturkritiker»
- 1974: Prof. Dr. Karl Pestalozzi, «Der grüne Heinrich‘, von Peter Handke aus gelesen»
- 1975: Prof. Dr. Louis Wiesmann, «Gotthelfs und Kellers Vrenchen»
- 1976: Prof. Dr. Martin Stern, «Ante lucem – Vom Sinn des Erzählens in Gottfried Kellers ‚Sinngedicht‘»
- 1977: a. Ständerat Dr. Rudolf Meier, «Gottfried Keller – Zürcher Bürger in bewegter Zeit»
- 1978: Prof. Dr. Adolf Muschg, «Professor Gottfried Keller?»
- 1979: Prof. Dr. Peter von Matt, «Die Geisterseher‘. – Gottfried Kellers Auseinandersetzung mit der phantastischen Literatur»
- 1980: Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer, «Die Aktualität Gottfried Kellers»
- 1981: Prof. Dr. Werner Weber, «Fontanes Urteile über Gottfried Keller»
- 1982: Prof. Dr. Gerhard Kaiser, «Gottfried Kellers Dichtung als Versteck des Dichters»
- 1983: Prof. Dr. Hans Wysling, «Schwarzschantende Kastanie‘ – Ein Gedicht von C. F. Meyer»
- 1984: Prof. Dr. Bernhard Böschstein, «Arbeit am modernen Meyer-Bild: George und Hofmannsthal als Richter seiner Lyrik»
- 1985: Prof. Dr. Hans Jürg Lüthi «Der Taugenichts – Eine poetische Figur bei Gottfried Keller»
- 1986: Prof. Dr. Jacob Steiner, «Zur Symbolik in Gottfried Kellers Roman ‚Der grüne Heinrich‘»
- 1987: Prof. Dr. Peter Stadler, «Gottfried Keller und die Zürcher Regierungen»
- 1988: Prof. Dr. Michael Böhler, «Der Olymp von Gottfried Kellers Gelächter»
- 1989: Dr. Beatrice von Matt, «Marie Salander und die Tradition der Mutterfiguren im schweizerischen Familienroman»
- 1990: Prof. Dr. Roland Ris, «Was die Welt im Innersten zusammenhält: Die Sprache bei Gottfried Keller»

The first part of the report - the history of the...
 and the...
 The second part of the report...
 and the...
 The third part of the report...
 and the...
 The fourth part of the report...
 and the...
 The fifth part of the report...
 and the...
 The sixth part of the report...
 and the...
 The seventh part of the report...
 and the...
 The eighth part of the report...
 and the...
 The ninth part of the report...
 and the...
 The tenth part of the report...
 and the...